WerkstattGeschichte 22, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1999, S. 25-30

■ MARTIN HUMBURG

Siegeshoffnungen und »Herbstkrise« im Jahre 1941

Anmerkungen zu Feldpostbriefen aus der Sowjetunion

> »Mein Gedächtnis wird die Erinnerung zu zerstören versuchen. Es wird sie zerhauen, zerkleinern, fälschen, bis sie zum Überleben geeignet und nicht mehr gefährlich ist. Schon in einigen Wochen könnte ich Ihnen das nicht mehr erzählen, was ich Ihnen heute erzählt habe. Deshalb wollte ich, dass Sie mir zuhören! In Ihnen bleibt es unverfälscht, weil es für Sie nicht gefährlich ist. Und irgendwo soll es doch bleiben.«[1]

So beschreibt der Emigrant Schwarz in Erich Maria Remarques Roman »Die Nacht von Lissabon« kurz vor seiner Ausreise nach Amerika einem Zufallsbekannten, was ihn dazu bewegt, ihm seine Lebensgeschichte zu erzählen.

Soldaten im Zweiten Weltkriegs konnten viele Gründe finden, das zu vergessen, was sie erlebt hatten. Ritualisierte Erzählungen in der Nachkriegszeit waren oft nur *eine* mögliche Spielart, die dahinterliegenden, eigentlich beunruhigenden Geschichten zu vergessen. Feldpostbriefe aus dieser Zeit führen uns nun ganz anders in diese Vergangenheit ein – weil sie aus dem gegenwärtigen Erleben, ohne die nachträglichen Richtigstellungen und das Nachkriegswissen geschrieben wurden. Sie sind ein zeitnahes, unmittelbares Zeugnis – allerdings keines, das Objektivität und Vollständigkeit für sich beanspruchen kann. Es waren nicht nur die Bestimmungen der Zensur, die den Schreibfluss kanalisierten. Auch die Selbstzensur – was der Frau, den Eltern mitzuteilen, was besser zu verschweigen war – schränkte die Schilderungen erheblich ein. Schließlich sind es Bedürfnisse der Selbstdarstellung und des Selbstwertschutzes, die den Inhalt der Briefe prägen. Wie sich solche Themen in Feldpostbriefen von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion niederschlagen, soll hier in Anlehnung an Theorien und Methoden der empirischen Sozialpsychologie an einer Detailfrage gezeigt werden. Zwar zielt dies zugleich auf eine Begegnung zwischen Psychologie und Geschichtswissenschaft ab, allerdings nicht in der Tradition einer »Psychohistory«, die wesentlich an psychoanalytischen Konzepten orientiert ist und daher immer wieder Kritik empirisch orientierter Psychologen und Historiker auf sich gezogen hat.[2]

Für eine Untersuchung von Brieftexten bietet sich als methodischer Zugang die Inhaltsanalyse an. Sie kann definiert werden als »die Anwendung replizierbarer und gültiger Methoden, um spezifische Schlüsse von einem Text auf andere Zustände oder

1 Erich Maria Remarque, Die Nacht von Lissabon, Köln 1955, S. 277.
2 Bedrich Loewenstein u.a., Geschichte und Psychologie. Annäherungsversuche. Pfaffenweiler

Eigenschaften seiner Quelle zu ziehen«.[3] In der Inhaltsanalyse geht es um Datenreduktion durch die Zusammenfassung von Textbestandteilen unter Kategorien, »mit deren Hilfe im Zusammenhang Bedeutungen und Bedeutungskontexte aufdeckbar sind. Rekonstruierend sind Inhaltsanalysen insoweit, als sie vorweg angestellte Vermutungen über derartige Bedeutungskontexte und Bedeutungszusammenhänge ansatzweise bestätigen oder widerlegen können. Geprüft wird bei der Inhaltsanalyse also die Angemessenheit und Gültigkeit von Aussagen, woher immer sie auch stammen mögen.«[4] Als Kriterien eines methodischen und systematisierenden Vorgehens führt der Soziologe Hans Treinen an: »Alle in Frage stehenden Texteinheiten sind der Analyse zu unterwerfen und nicht nur die dem Forscher interessant erscheinenden Textstellen. Ferner müssen die gewählten grundlegenden Kategorien, die Texteinheiten repräsentieren sollen, auf alle zu untersuchenden Textstellen angewandt werden; das heißt: sie müssen in unveränderter Weise auf alle Textstellen bezogen werden. Das ganze Verfahren erfordert Systematik, Intersubjektivität (als Hinweis auf Objektivität), Wiederholbarkeit und Gültigkeit der Aussagen in Bezug auf die Fragestellung.«[5]

Gegen eine strikte Trennung zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren sprechen heute »Mischformen der Inhaltsanalyse«, die eine Abgrenzung hermeneutisch-interpretativer von empirisch-erklärenden Verfahren aufzulösen helfen. Dabei ist es jedoch notwendig, die Grenzen einer solchen Vorgehensweise auch aufzudecken.[6] Hans Treinen zeigt dies anhand seiner Untersuchung zum »Kriegserlebnis im 1. Weltkrieg«: Eine verstehende Analyse des Weltkriegs als solchen sei ein sinnloses Forschungsziel, da schon für die Kriegsteilnehmer selbst der Gesamtzusammenhang des Krieges »verstehend« nicht erfassbar war. »Die Vorstellung, hermeneutisch orientierte historische Forschung sei darauf anlegbar, eine einheitliche Theorie des Weltkriegs im Sinne der Enträtselung des »Kriegs-Ganzen« zu entwerfen, enthält einen Mythos. Ein solcher Ansatz würde nämlich eine eindimensionale und eindeutig

---

1992. Mehrere Aufsätze dieser Sammlung sind im Grunde ein Beleg dafür, dass manche Historiker unter Psychologie vor allem die Psychoanalyse und ihre Ausgestaltungen (miss)-verstehen. Die »Abstoßungsreaktion« der Historiker konnte nicht ausbleiben, wenn sie in Freuds Theoriegebäude den Versuch sahen, eine letztlich zu allen Zeiten im Kern »invariante Natur des Menschen« zu belegen und damit alle Veränderungen, die den Historiker zentral interessieren, als gleichsam oberflächliche Erscheinungen zu bewerten. Freuds eigenes Verhaftetsein in den Wahrnehmungsmustern seiner Zeit herauszuarbeiten, war dann eine folgerichtige Antwort einer quellenkritisch orientierten Geschichtswissenschaft. Dass in der kritischen Ablehnung von Freuds Theoriegebäude auch eine (naturwissenschaftlich orientierte) empirische Psychologie eine ihrer vornehmsten Aufgaben fand, dürfte von Historikern eher beiläufig zur Kenntnis genommen worden sein. Zur Kritik an der »Psychohistory«: David E. Stannard, Shrinking History. On Freud and the Failure of Psychohistory, Oxford 1980. Abzugrenzen davon ist die Diskussion innerhalb der Psychologie um eine historische Begründung und Reflektion des eigenen Faches, die in eine »historische Psychologie« mündet: Gert Jüttemann (Hg.), Individuum und Geschichte. Beiträge zur Diskussion um eine »Historische Psychologie«, Heidelberg 1993.

3 Klaus Krippendorf, Content analysis. An introduction to its methodology, Beverly Hills 1981. Hier nach: Rainer Guski, Deutsche Briefe über Ausländer, Bern 1986, S. 58.

4 Hans Treinen, Formalisierte Inhaltsanalyse. Zur Inhaltsanalyse symbolischer Materialien, in: Klaus Vondung (Hg.), Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, S. 163.

5 Ebd., S. 167.

6 Winfried Bos / Christian Tarnai, Angewandte Inhaltsanalyse in Empirischer Pädagogik und Psychologie, Münster 1989, S. 7. Darin weitere Literatur zur Inhaltsanalyse.

entzifferbare Realität systematischer Art voraussetzen, die sich als solche in den Köpfen der Zeitgenossen befindet oder sich in ihnen widerspiegelt.«[7] Dagegen stehe die soziologische Erfahrung, dass zwar »kollektive Schichten im Bewusstsein vorhanden (und unabdingbar) sind, dass es jedoch eine ganze Reihe anderer Bewusstseinsschichten gibt, die von der je spezifischen sozialen Anbindung verursacht werden und keineswegs einheitlich sind.«[8]

Im Rahmen einer umfangreichen Untersuchung zu Feldpostbriefen von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion wurde von mir ein differenziertes, insgesamt circa 90 Einzelthemen umfassendes Kategoriensystem entwickelt, das an dieser Stelle weder im Detail noch in einer Gesamtsicht nachgezeichnet, sondern nur exemplarisch gezeigt werden kann.

Wie entwickelten sich Erfolgshoffnungen und Zeitperspektiven in den Briefen während der ersten Kriegsmonate in der Sowjetunion? Welchen Niederschlag fand die »Herbstkrise 1941« in den Briefen? An diesem Beispiel wird im Folgenden die Verbindung von inhaltlichem Zugang und quantitativer Erhebung vorgestellt und die Nützlichkeit einer empirischen Herangehensweise skizziert.[9]

Zum historischen Hintergrund: In der deutschen Führung in Staat und Militär ging man davon aus, dass bis zum Herbst 1941 Zeit und Mittel der Kriegführung ausreichten, die feindlichen Streitkräfte vernichtend zu schlagen,[10] eine Prognose, der man in der Planung auch dadurch entsprach, dass eine Winterausrüstung für die Armeen als überflüssig galt – zum baldigen Schaden der eigenen Soldaten.

Schon die ersten Wochen des Krieges offenbarten den Widerspruch: auf der einen Seite standen militärische Erfolge gegen die anfangs völlig überraschten und im Widerstand schlecht organisierten sowjetischen Truppen. Die von der Propaganda gefeierten Siege in den »Kesselschlachten« suggerierten ein scheinbar unaufhaltsames Vordringen der deutschen Armee. Aber schon am 11. August 1941 notierte Franz Halder, seit September 1938 Generalstabschef des Heeres, auch die skeptische Einschätzung in sein Kriegstagebuch, dass der »Koloss Russland« unterschätzt worden sei und bei allen großen Verlusten immer wieder über Menschenreserven für Neuauf-

---

7 Treinen, Formalisierte Inhaltsanalyse, S. 162 f.

8 Ebd., S. 163.

9 Martin Humburg, Das Gesicht des Krieges – Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941 –1944, Wiesbaden 1998. Zugrunde liegt eine Untersuchung von ca. 750 Briefen, die 25 Wehrmachtssoldaten zwischen 1941 und 1944 aus der Sowjetunion schrieben.
Die Gruppe, überwiegend Infanteristen, konnte unterteilt und entsprechend die jeweiligen Themenausprägungen verglichen werden zwischen Älteren (Jahrg. 1901 – 1914) und Jüngeren (Jahrg. 1917 – 1923), Mannschafts- und Unteroffiziersgraden. Weitere Differenzierungen ergaben die soziale Schicht, die Adressaten (Partnerin oder Eltern), die Stellung im Kriegsgeschehen (Front oder Nachschub), sowie die Schwerpunkte des Einsatzes (Nord – Mitte – Süd).
Zur Methode im einzelnen (Inhaltsanalyse, Kategoriensystem, Reliabilitätsuntersuchungen): Martin Humburg, Feldpostbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg – Werkstattbericht zu einer Inhaltsanalyse, Internet: http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.htm (= Zeitschrift für historische Sozialforschung 1998). Zur Repräsentativität vgl. Humburg, Das Gesicht des Krieges, S. 81 f.
Ein Literaturbericht zu bisherigen Editionen und Forschungsansätzen: Martin Humburg, Deutsche Feldpostbriefe im Zweiten Weltkrieg - Eine Bestandsaufnahme, in: Detlev Vogel / Wolfram Wette (Hg.), Andere Helme – Andere Menschen?, Essen 1995, S. 13-35.

10 Ernst Klink, Die Operationsführung – Heer und Kriegsmarine, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Bd. 4: Der Angriff auf die Sowjetunion. Hg. v. H. Boog u.a., Stuttgart 1983, S. 451.

stellungen verfügen könne. Verschärft werde die Lage der deutschen Seite dadurch, dass sie sich immer weiter von ihren Nachschubbasen entferne, während der Feind sich mit jedem aufgegebenen Kilometer den eigenen Rüstungsbasen und einem gut ausgebauten Straßennetz nähere.[11] Über 600.000 sowjetische Gefangene bei Brjansk und Wjasma (bis zum 20. Oktober) schürten nicht mehr nur den Optimismus auf deutscher Seite; die Zweifel wurden gerade durch die Erfolge selbst genährt – denn die erbeuteten Waffen gaben über die Qualität der sowjetischen Ausrüstung genaueren Aufschluss. Die Erfahrung, dass trotz der Millionen von Kriegsgefangenen die Sowjetunion ständig neue Truppen aufstellen konnte, ließ die anfänglichen Einschätzungen der gegnerischen Ressourcen als krasse Fehlkalkulationen erscheinen. Die Weite des russischen Raumes und die klimatischen Bedingungen wurden wirkungsmächtige Faktoren im Kriegsgeschehen. Bei der Heeresgruppe Mitte spitzten sich ab Mitte Oktober durch die veränderte Witterung die Probleme zu. War es zunächst die einsetzende Kälte, so erschwerte kurz darauf eine Tauwetterperiode jedes Fortkommen. Der Mangel an Winterbekleidung und die Engpässe bei Treibstoff und anderen Nachschubgütern machten sich so empfindlich bemerkbar, dass der Oberbefehlshaber der 4. Armee, Generalfeldmarschall v. Kluge, den »psychologisch kritischsten Augenblick des Ostfeldzuges gekommen«[12] sah.

Die veränderten Zeitperspektiven sind ein Indiz für den Stimmungswandel: Ende August 1941 wurde bereits ausdrücklich in einem von Hitler gebilligten Überblick des Oberkommandos der Wehrmacht die Möglichkeit festgehalten, »dass im Jahre 1942 weitere Operationen zur völligen Vernichtung der sowjetischen Widerstandskraft notwendig werden konnten.«[13] Der Generalstab des Heeres richtete sich nicht so früh, spätestens aber im Oktober auf diese Perspektive ein.[14] Im Grunde war damit in den Kreisen der militärischen Führung die Blitzkriegsstrategie schon wenige Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion als im Kern gescheitert erkannt – und letztlich war damit auch schon dem gesamten Konzept dieses Feldzuges, für das der rasche Sieg unverzichtbar war, die Grundlage entzogen, wollte die deutsche Seite nicht in eine für sie von Monat zu Monat katastrophalere Position geraten.

Wie beurteilten dies nun die Soldaten? Unter den Bedingungen der Zensur waren kaum Äußerungen zu erwarten, die ausdrücklich eine Niederlageerwartung ausdrückten. Aber dennoch gibt es Möglichkeiten, mit Hilfe von Feldpostbriefen einen Stimmungswandel in der Truppe nachzuzeichnen: Das Auf und Ab der Mitteilungen über Erfolgsaussichten im allgemeinen und über einzelne Triumphe können als Gradmesser für die sich verändernden Aussichten interpretiert werden.

Aus den Briefen dreier Soldaten sollen die Siegeserwartungen und deren Verfall sowie die veränderten Zeitperspektiven über die vermutete Dauer des Krieges in diesen ersten Kriegsmonaten nachgezeichnet werden, um dann anschließend mit Blick auf die gesamte Stichprobe auch mithilfe der quantifizierenden Analyse systematische Entwicklungen zu beobachten.

Erich Leismeier (Jahrgang 1922) kann es gar nicht erwarten, als Ende Juli 1941 endlich der militärische Einsatz näher rückt. Er möchte nicht »zu spät« kommen, ist stolz

---

11 Franz Halder, Kriegstagebuch, III, S. 170, zitiert nach: Klink, Operationsführung, S. 502.
12 Klink, Operationsführung, S. 580.
13 Ebd., S. 507.
14 Vgl. ebd, S. 585.

auf seine »schneidige Uniform« und sieht sich beim Abschied von einer euphorischen Menge getragen. Nur verhalten, der Beruhigung der Eltern geschuldet, taucht ein Hinweis auf, dass die »vorderste Linie« für seine Einheit noch nicht in Betracht kommen werde:

> Meine Lieben!
> Ganz überraschend sind wir also am Samstag abgestellt worden. Mutti hat ja noch unsere schneidige Uniform gesehen. Am Sonntag früh gab es eine triumphale Fahrt zum Starnberger Bahnhof. Unsere Lastautos wurden mit Blumen und Liebesgaben von der begeisterten Bevölkerung bombardiert. Gesungen und gebrüllt haben wir ohne Unterbrechung. [...] Wohin es geht, ist noch ein großes Fragezeichen. Vielleicht fahren wir auch nach Westen. Hier machen wir ein sehr gemütliches Leben, der Tag vergeht mit Essen, Kartenspielen, Schlafen und allgemeinem Nichtstun. Nachdem hier fast nur kurz ausgebildete Leute zusammengezogen sind, kommt ein Einsatz in vorderster Linie noch gar nicht in Frage. Wichtig ist, dass wir eine pfunds Kameradschaft gebildet haben und alle in bester Stimmung sind. Leider könnt Ihr mir erst schreiben, wenn ich eine Feldpostnummer habe, aber ich werde schauen, dass ich Euch bis dahin ab und zu ein paar Zeilen schreiben kann. An alle Bekannten, von denen ich mich nicht mehr verabschieden konnte, die besten Grüße [28. 7. 1941].[15]

Eine Woche später hat er schon die ersten physischen Strapazen in den Knochen, und nun weiß er auch, dass es nicht der Westen war, wohin der Transport zielte; aber seine Selbstgewissheit und der Einklang mit der Herrenmenschenideologie lassen ihn über jede Irritation hinwegschreiben:

> Meine Lieben! Sind endlich für einige Zeit in Ruhe gegangen, um uns von dem Martyrium der tagelangen Bahnfahrt zu erholen und die zerrütteten Glieder zu sortieren. Es ist bestimmt keine Kleinigkeit, Tag und Nacht mit 40 Mann in einem Viehwagen eingepfercht zu sein. [...] Sind jetzt hart an der russischen Grenze in einer polnischen Stadt. [...] Eins fürchten wir ja alle: dass wir zu spät nach vorne kommen, viel ist ja sowieso nicht mehr übrig. In dieser Stadt findet man nur wenig Spuren des Krieges, wo Widerstand war, ging eben der Laden hoch; das haben ja inzwischen unsere lieben Feinde einsehen müssen! [...] Grüßt mir alle Freunde und *Freundinnen* von mir, dem zackigen Gebirgspanzerjäger, aus dem Feindesland herzlichst [4. 8. 1941].

Als Gefreiter bei den Gebirgspanzerjägern erlebt er den Vormarsch im Süden mit und an der Siegesgewissheit lässt er im August 1941 keinen Zweifel:

> Die Hauptkämpfe sind ja nun so gut wie vorüber, wir werden hier im Osten sicher nur noch auf abgesprengte oder eingekesselte Teile der geschlagenen Sowjetarmee eingesetzt. In jeder Hinsicht könnt Ihr vollkommen beruhigt und ohne Sorge sein. Der Fraß ist hier gut und auch reichlich, zum Teil besser als in

15 Alle hier zitierten Briefe liegen vor in der »Sammlung Sterz« in der Bibliothek für Zeitgeschichte (BfZ), Stuttgart. Die Namen der Schreiber sind anonymisiert. Eine Liste zur Identifizierung der Quellen liegt im Archiv der BfZ vor.

der Kaserne. Überhaupt ist man draußen vor dem Feind ein ganz anderer Kerl als in der Kaserne als lächerlicher Rekrut. [...] Schickt mir bitte auch eine Karte von Russland, damit man sich wenigstens so einigermaßen orientieren kann. Wer weiß wo der nächste Einsatz der Division vor sich geht, da im Süden sowieso kaum mehr was los ist. In Sorge braucht Ihr nicht um mich zu sein, hört Ihr eine Zeitlang nichts von mir, dann sind wir gerade im Einsatz, das kann oft Wochen dauern (aber nicht im Osten!!!). [...] Heil und Sieg! Euer Erich. [17. 8. 1941].

Aber schon Mitte September lässt ihn der nahe Tod ganz anderen Gedanken nachhängen:

Von den Kameraden, die mit mir ins Feld gekommen sind, ist mancher nicht mehr unter uns, schon im ersten Einsatz traf sie die Kugel nur zu gut. Von manchem Kameraden habe ich Abschied genommen, der verwundet auf der Bahre lag und in ein Kriegslazarett eingeliefert wurde. Oft wundert man sich, welch unerhörtes Glück man wieder einmal gehabt hat, – wir nennen es »Glück« und wissen aber, daß es das Schicksal eines jeden einzelnen ist, dem ist es so aufgesetzt, der andere, der vielleicht daneben liegt, muß daran glauben [18. 9. 1941].

Sein Optimismus, gedämpft im September, erhält im Oktober durch die Ereignisse neuen Auftrieb. Das wird besonders an den Zeitperspektiven deutlich.

Langsam stellt sich nun der Herbst ein und macht das Land noch öder und einsamer. Die gewaltigen Erfolge, die sich jetzt anbahnen, lassen hoffen, dass es hier im Osten noch vor Einbruch des russischen Winters Schluss wird [18. 9. 1941].
Nach dem jetzigen gewaltigen Druck in der ganzen Front, glaube ich schon, dass wir das Rennen mit dem Winter gewinnen werden, das heißt, dass es im Osten noch heuer Schluss wird [3. 10. 1941].
In wenigen Wochen (noch in diesem Monat) wird endlich der Kriegsbrand im Osten für immer gelöscht sein. Ich bin ganz wenig stolz darauf, die schwerste Probe für unsere Wehrmacht mitbestehen zu dürfen [aus dem Raum Stalino, 11. 10. 1941].

Im Dezember 1941 drückt er zwar immer noch Optimismus aus, seine Worte lassen jedoch schon die Erkenntnis von der langen Kriegsdauer erahnen:

Eine Bunkerlinie hält den Feind auf, der im Laufe der Wochen und Monate in den Kessel hineingetrieben wird und dann seine rasche Vernichtung findet [5. 12. 1941].

Sehr viel verhaltener klingen seine späteren seltenen Aussagen zur Zeitperspektive. Einen Monat nach dem Kriegseintritt der USA schreibt er:

Nach der Entwicklung der milit. wie polit. Lage steht nun über der Dauer dieser Auseinandersetzung von Erdteilen ein großes Fragezeichen [19. 1. 1942]!

Auf einen Geburtstagsbrief seiner Mutter antwortet er im September 1942, verglichen mit den zeitlichen Perspektiven des Beginns, resignierend, indem er schon den nächsten Kriegswinter in Russland als unausweichlich akzeptiert:

> Ach, könnte doch für diesen Tag unser aller einziger Wunsch in Erfüllung gehen, dürfte ich diesen Tag bei Dir feiern, allen Krieg vergessen u. nur der Schöne dieses Tages leben. – So warten wir halt, bis dieser 2. Russlandwinter vorüber ist, dann wird diese Stunde kommen! [29. 9. 1942].

Ludwig Bumke (Jahrgang 1908) hat den Aufmarsch im »Generalgouvernement« miterlebt, ist aber als Angehöriger des motorisierten Nachschubbataillons 563 im Juni 1941 noch in Krakau, als er von dem Angriff auf die Sowjetunion erfährt. Bald darauf wird er mit seiner Einheit in den Vormarsch eingegliedert und ist für den Zeitraum, in dem Briefe von ihm vorliegen – bis zum März 1943 – in Südrussland, genauer im Kaukasus und auf der Krim. Aus dem sicheren Krakau schreibt er kurz nach dem Angriffsbeginn an seine Frau:

> Heute früh 7h hörten wir im Nachrichtendienst vom Konflikt mit Russland. Du brauchst Dich aber nicht ängstigen, wir sind nicht so weit vorne, dass es gefährlich werden kann. (...) Ich werde schon immer sehr vorsichtig sein! Auch werde ich Dir, so oft, als möglich, wenn auch kürzer als bisher, schreiben, damit Du Dich nicht ängstigen brauchst [22. 6. 1941].
> Es ist soweit alles in Ordnung, brauchst Dich nicht ängstigen. Lese eben in der Krakauer Zeitung, dass unsere Truppen wahrscheinlich schon weiter in Russland sein werden, als bekanntgegeben wird [23. 6. 1941].

Seine Beruhigungsversuche entsprechen der kommunikativen Funktion der Briefe: Sie sollen bei den Adressaten etwas bewirken, einen Eindruck erwecken oder, wie in diesem Fall, einer zu erwartenden Eindrucksbildung, die Angst auslösen würde, vorbeugen. Auch wenn die Briefe zuhause als »Zeugnis« der Ereignisse verstanden werden, so sind sie doch immer geprägt von dem Filter, was der Schreiber jeweils für zumutbar hält. Aber in dieser ersten Zeit sieht Bumke noch allen Anlass, in kräftigen Farben die Erfolge der eigenen Seite zu zeichnen:

> Heute ist großer Sondermeldungentag, wir stehen dauernd am Lautsprecher, und staunen über das bereits schon Erreichte. Man staune, in zwei Tagen 1882 Flugzeuge, bis 26. 6. 2582 Flugzeuge und 1297 Panzer. Man ist ca. 300 km drin. Bis Moskau sinds 1000 km. Wenn also das Schwerste, die nördlichen Forts überwunden sind, geht es schon schneller und somit leichter bzw. umgekehrt. Es ist also tatsächlich so, wie ich Dir schon geschrieben habe, dass sie schon wahrscheinlich weiter drin sind, als vom OKW bekanntgegeben wurde. Ich will mich aber nicht mit fremden Federn schmücken, denn ich habs in der Krakauer Zeitung gelesen. Und das wird durch die Bekanntgabe der Ergebnisse auch bestätigt. Wir haben gehört, dass vorgestern früh 4h Lemberg eingenommen wurde. Wie steht es weiter oben, wo sie schon am 27.6. in Minsk waren. Es sind von da aus noch 600 km nach Moskau. Wir sind wahrscheinlich nur einige Tage hier. Es ist alles in bester Ordnung. Sind schon in Galizien. Die

Bevölkerung kommt schon wieder in die Wohnungen zurück. Sie lachen uns zum Teil schon von weitem zu. Auf der Fahrt daher sahen wir die ersten russischen Gefangenen. Sie sehen schon besser aus, als im Weltkrieg und sind gut ausgerüstet. Wir haben auch bis zum letzten Augenblick nicht glauben können, dass es zum Krieg kommt, aber wir sahen 16 Tage und Nächte den Aufmarsch, da konnte man schon stutzig werden. Vielleicht kannst mir manchmal über die wichtigsten Ereignisse was schreiben, wir sind nämlich von der Kompanie weg und haben keinen Radio [2. 7. 1941].

Die anfängliche Unsicherheit und der Wunsch, die Ehefrau zu beruhigen, treffen zusammen mit dem fast ungläubigen Erstaunen über die großen Anfangserfolge der eigenen Seite. Dass die Bevölkerung in Galizien die Deutschen »zum Teil« wohlwollend empfängt, ist für Bumke eine Bestärkung in seiner Selbstwahrnehmung als Kämpfer für eine gute Sache. Alle Informationen, die er erhält, lassen überdies den Sieg in greifbare Nähe rücken. Die Entfernungen der jeweiligen Truppenspitzen bis Moskau dienen ihm als Gradmesser des Erfolgs. Das Informationsgefälle dreht sich allerdings in der Hektik des Vormarsches um: Er hält seine Frau zuhause für informierter und will – selbst in der Froschperspektive des kleinen Soldaten befangen – von ihr etwas über das große Ganze erfahren. Erst allmählich treten zu den Nachrichten aus zweiter Hand auch eigene Erfahrungen hinzu. Dass er »primitive Verhältnisse« antrifft, wird ihm – über die Siegerfahrung hinaus – zur Quelle der Selbstvergewisserung in seinem Kriegshandeln, kann er sich doch so auf der Seite nicht nur des militärisch, sondern auch kulturell Überlegenen sehen und darstellen. Das mündet schon wenige Tage später in eine Perspektivenvermischung zwischen Feldherrnblick, der weiter plant, und der Sicht des kleinen Landsers, der zum Objekt der Kriegspläne wird:

Wir liegen immer noch im Wald in dem einst russisch gewesenen Teil Polens, in Galizien. Wir schreiben hier in den Anlagen einer früheren russischen Offiziersschule, das heißt einem Übungsgelände, auf dem russische Offiziere ausgebildet wurden. Die Anlage kann für solche Zwecke an Primitivität nicht mehr überboten werden. Die Unterstände sind nur Erdlöcher. Hier wurden die Russen fast 2 Jahre »ausgebildet«! Man kann sich da vorstellen, dass solche Soldaten systematisch zu vertierten Menschen werden. Wir haben heute gelesen, dass Stalin eine Rede gehalten hat, in der er reichliche Verzweiflungsschreie ausgestoßen hat. Außerdem schreiben amerikanische Zeitungen schon von einer verzweifelten Lage Russlands. Uns kann das recht sein. Je schneller es damit geht, desto mehr Aussicht haben wir, dass der Krieg heuer noch aus wird, wenn nicht gleich »der Nächste« kommt, ich wüsste in Europa nicht welcher, aber schau, trau wem?! [6. 7. 1941].
Die Ukrainer haben uns auch gesagt, dass Stalin mit seiner Clique bereits nach Gorki geflohen sei, wahrscheinlich weil Moskau schon von deutschen Aeroplanen (sagen die Ukrainer) bombardiert wurde. Da könnte es ja schneller Schluss sein, als man denkt [12. 7. 1941].
Die Ukraine hat den fruchtbarsten Boden Europas. Eine eventuelle Trockenheit im Reich kann unserer Ernährung kaum irgendwas anhaben, denn Russland kann nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa mit Getreide versorgen. (Welterzeugung in Weizen 47 Millionen Tonnen, davon Russland allein 20 Millionen.) [22. 7. 1941].

Als Fahrer lernt er aber schnell auch die Grenzen kennen. Seine Siegeserwartung im allgemeinen wird in seiner persönlichen konkreten Wahrnehmung schon bald begleitet von Skepsis, wenn sie auch noch in Erfolgsmeldungen gekleidet wird. Bedrohlich sind für ihn weniger die unmittelbaren Feindberührungen, sondern das Wetter und die Weite des Raumes. Und ab Ende Juli 1941 schreibt Bumke zwar hin und wieder noch von allgemeinpolitisch gehaltenen Siegeserwartungen, aber kein einziges Mal mehr von einem Überlegenheitsgefühl oder einem Siegesoptimismus, an dem er persönlich (oder vermittelt über seine militärische Einheit) teil hat. Schon im August verändert sich seine Stimmung. Er hat die Weite des Landes – zumal bei Regen und Schlamm – tatsächlich erfahren. Dazu kommt die Nachricht vom Tod von Familienangehörigen.

> Wenn wir, wie es Russland wollte, in den Winter gefallen wären, wäre es uns auch nicht gut gegangen. Wenn es mal nur einige Tage stark regnet, dann ist das ein Rückschlag auf mehrere Tage, besonders für den Nachschub. Das kann man sich, wenn man das nicht selber mit ansieht, nicht vorstellen, wie das einreißt. Es wird jetzt schon verhältnismäßig kühl für Mitte August. Bis jetzt habe ich meinen Trainingsanzug seit Zamosc nicht mehr gebraucht, aber ich sehe jetzt schon, dass ich ihn noch sehr notwendig brauche, wenn der Krieg mit Russland nicht bald aus ist und wir nicht noch vor dem Winter aus diesem Gebiet kommen [10. 8. 41].
> Jetzt ist ja schon der dritte Vetter von mir gefallen. Das heißt der 1. ist bei Lemberg im Polenkrieg gefallen. In Russland werden allein mehr gefallen sein, als in allen übrigen Ländern zusammen. Ich meine damit natürlich nur unsere Gefallenen. Russland wird allein fast nochmal so viel Gefallene, als der ganze Weltkrieg (2 Millionen) gekostet hat [15. 8. 1941].

Zeitperspektiven werden zum Anlass für skeptische Betrachtungen:

> Dass in 4 Wochen der Krieg mit Russland aus sein kann, kann schon sein, mit dem großen Unterschied, dass unsere Briefe genau 4 Wochen auseinander sind. Du schriebst das am 4. Juli und ich schreibe das am 4. August. Gestern sprach ich mit einem ungarischen Offizier darüber, er meinte es auch, *also Anfang September* [4. 8. 1941].

Wieviel Gerüchte und Hoffnungen mögen in den folgenden Wochen ausgetauscht worden sein, bis er sich Mitte September entschließt:

> Von jeglichen »Weissagungen« über die Dauer des Russlandfeldzuges oder gar des Krieges möchte ich mich in Zukunft entfernt halten. Ich sag erst dann dass er aus ist, wenn offiziell bekannt geworden ist, dass er aus ist [19. 9. 1941].

Aber im Lichte der Erfolge kann er sich dem optimistischen Sog nicht entziehen und kehrt noch einmal zu zeitlichen Prognosen zurück. Dabei interpretiert er die für ihn bedrohlichen Entwicklungen wie Versorgungsengpässe und Urlaubssperre so in ihr Gegenteil um, dass sie als Indizien für das baldige Kriegsende im Osten herhalten müssen, das er, inzwischen überdrüssig, herbeisehnt:

Wir merken es wieder an der Verpflegung (kalter), da gibt's dann nur das von mir so geliebte Schweinefett. Aber wenn mans auch an der Verpflegung merkt, ist fast immer was großes im Gange. Man nimmt's dann leichter, weil man immer hofft, dass es dann doch bald aus ist. (...) Für uns ist der Urlaub vorläufig bis 31. Dezember gesperrt. Also ausgenommen Luftwaffe und Panzer. Von uns waren welche schon 1 Jahr nicht in Urlaub. Dass überhaupt welche fahren, ist mir nicht so sehr Hoffnung, auch bald dranzukommen, im Gegenteil auf den Besuch der beiden Führer im Osten bzw. auf ihr Zusammentreffen hin Hoffnung auf baldigen Schluss. Die Erfolge von 380000 und 560000 Gefangenen sind bestimmt kein Pappstiel, aber es gibt halt doch nur eins und das heißt »aus«!! [28. 9. 1941].

Bei ihm hat kurzfristig sogar die Strategie verfangen, den Soldaten durch das Vorenthalten von Winterausrüstung Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende zu machen:

Wir haben es wieder einmal *sehr* eilig und deshalb auch wenig Zeit zum Schreiben. Wenn es unserer Leistung für den Krieg ankäme, müsste er spätestens nächste Woche zu Ende sein. Aber wir glauben auch so an das Wort des Führers, der im Aufruf vom 4. Oktober sagt, dass die Sowjets noch vor Einbruch des Winters erledigt sind. Wir haben auch sonst noch Grund zu dieser Annahme, denn man hat es bei der Forderung des Bataillon nach Wintersachen abgelehnt, uns solche zu geben [18.10. 1941].

Gerade bei Bumke führen solche enttäuschten Hoffnungen später zu einer radikalen Kritik an der Parteispitze.

Im Dezember 1941 klaffen allgemeine Verlaufsprognose und subjektive Erfahrung auseinander. Bumke folgt zwar der Propaganda: Die Ausweitung zum Weltkrieg – Koalition mit Japan, Kriegseintritt der USA – könne eine endgültige Klärung vorantreiben. Er selbst aber sieht sich in ein immer weniger kalkulierbares Unternehmen verstrickt. Seine letzte Zeitperspektive klingt resigniert:

Der Japaner macht schon mächtige Siege, das freut uns. Hoffentlich geht das so weiter, dass es nicht ein dreißigjähriger Krieg wird. Wir haben zur Zeit Tauwetter, deshalb mächtigen Matsch, wie im Sommer. Leider ist es nicht so, dass es schon aus wäre, vor Einbruch des Winters, so dass wir den ganzen Winter hier bleiben müssen!! [12. 12. 1941].[16]

Franz Fenne (Jahrgang 1917), Obergefreiter in einem Panzer-Pionier-Bataillon der 12. Panzerdivision, schreibt an seine Eltern. Auch bei ihm, der des Schreibens nicht so mächtig ist wie die beiden zuvor zitierten Soldaten, ist der Wandel zu beobachten von einer Siegesgewissheit, die durch eigene Erfahrungen genährt wird, zu einer frühen Skepsis, die sich in veränderten Zeitperspektiven niederschlägt:

---

16 Vgl. Victor Klemperer, Lingua Tertii Imperii (LTI), München 1969 (orig. 1946), S. 221: Victor Klemperer beschrieb als ein Merkmal der »Lingua Tertii Imperii« das »Übermaß der Zahl«: »Manchmal imponieren auch kleinere Zahlen. Ribbentrop erklärte im November 1941, wir könnten den Krieg noch dreißig Jahre führen.« Ob Bumke in seinem Dezemberbrief auch auf diese Verlautbarung reagierte, lässt sich nicht zweifelsfrei ermitteln.

> Ich habe jetzt schon bereits 4 Tage nichts geschlafen, sofiel haben wir zu tun. Aber brauchst Dir nichts draus machen, denn es ist halb so willt, wir sind ja Panzer Pioniere. Wenn Du mich sehen würdest dann würdest Du bestimmt dafon laufen, ich habe mich schon 4 Tage nicht mehr gewaschen, ich schaue aus wie ein Schornsteinfeger. Wir sind jetzt schon ziehmlich weit in Rußland, wie Du ja in den Nachrichten sicher hören wirst, wir haben den abschnitt Minsk. Gestern hatt von uns ein Panzer in einer Stunde 10 Panzer außer gefächt gesetzt. Nun muß ich wieder schließen, den der Brückenschlag geht weider [12. 7. 1941].
> Will Dir kurz ein paar Zeilen schreiben, denn viel kann ich Dir nicht schreiben wir sind im Vormarsch und wie. Wir sind 10 km vor Petersburg und da gibt es soviel Arbeit, daß man sich nicht mal Waschen kann. Ich habe mich schon 8 Tage nicht mehr gewaschen so eilig haben wir's. Gestern waren große Luftkämpfe, unsere Flak schoß 4 russische Bomber ab, das hat uns so spaß gemacht. Ich habe den ganzen Tag geschossen, daß mein MG glühend heiß war. Die Russen wollen die Stadt Petersburg gut verteidigen, aber es fält an den Soldaten. Die sind alt und jung, gestern wurde einer verwundet von den Russen der war 53 Jahre alt und der eine war 15 Jahre und sind erst 3 Tage Soldat, das sind großartige Zustände [30. 8. 1941].

Schon im September 1941 prallen dann Siegesstolz und Überdruss hart aufeinander:

> Kannst mir glauben ich kenn mich manchmal selbst nicht mehr aus, die Nerven werden hier bei jedem schwach. Ich glaube Mutter die Russen die werden sich nicht ergeben, bevor sie nicht eine Asche sind, daß sind zähe Hunde und man sied von Russen manche Fleischhaufen. Es gibt ja von uns auch manchmal traurige Bilder, aber da kann man nichts dagegen machen. Am 8. 9. sind wir Panzer und Panzerpioniere in Schlüsselburg einmarschiert, das war ziemlich fett. An diesem Fluß Newa entlang bis Schlüsselburg, ich habe sogar abends diese Sondermeldung gehört. Ich neugierig wann diese scheiße mal zuende ist, macht bestimmt keinen Spaß mehr es ist nachts viel zu kalt, man kann kaum mehr schlafen so friert ein und dazu noch das Regenwetter [10.9. 1941].

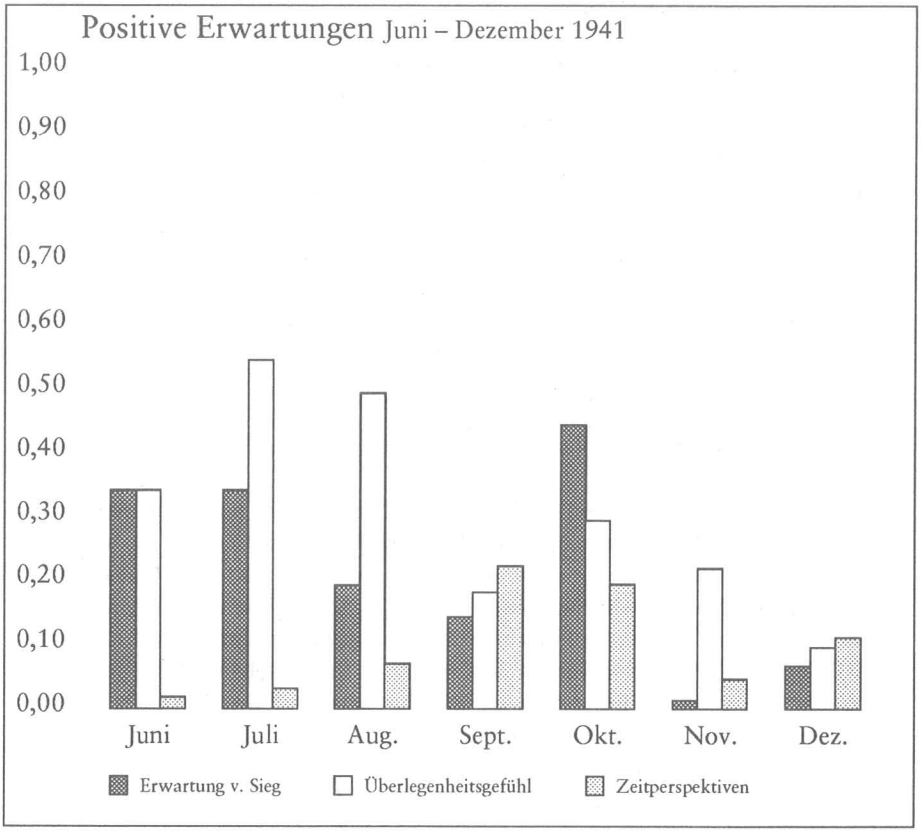
Seine Prognosen zur zeitlichen Perspektive spiegeln den Stimmungswandel:

> Ich glaube Mutter wenn es gut geht, sind wir in 4 Wochen wieder vertieg mit diesem Feldzug im Osten. Aber der Urlaub wird sich diesmal ziehmlich verlengern, ich glaube vor Weihnachten wird es wohl nichts werden [2. 7. 1941].
> Ich glaube wohl fest, daß wir Weihnachten in Rußland feiern ob es uns gefällt oder nicht [6. 11. 1941].

Die quantitative Auswertung eines Briefbestandes hilft, diese an Einzelfällen gewonnenen Beobachtungen in ihrer breiten Bedeutung einzuschätzen. Die folgenden Auswertungen basieren auf der Inhaltsanalyse von 336 Briefen, die 25 Soldaten zwischen Juni und Dezember 1941 schrieben.[17] Abbildung 1 zeigt für die gesamte Gruppe die Entwicklung der »optimistischen« Einschätzungen während der ersten Kriegsmona-

17 In der Hauptuntersuchung ließen sich die unterschiedlichen Themenausprägungen vor allem zwi-

te von Juni bis Dezember 1941. Die Erfassung erlaubt den Vergleich zwischen den Einschätzungen der Soldaten zum allgemeinen Kriegsverlauf und ihren subjektiven, aus konkreten eigenen Erfahrungen genährten Hoffnungen im Kriegsgeschehen. Ergänzt sind die Äußerungen zu den »Zeitperspektiven« (Prognosen über die Dauer des Krieges).



Erwartung von Erfolg / Sieg; optimist. Einschätzung (allgemein)
Überlegenheitsgefühl, Stolz, Selbstbehauptung, Sieg (persönl. Beteiligung)
Zeitperspektiven [18]

---

schen Anfang und Ende des Untersuchungszeitraumes auch auf statistische Signifikanz prüfen; aufschlussreich sind auch die Unterschiede der jeweiligen Rangfolgen dieser Themen. Weitergehende Methoden wie die Faktoren- und Clusteranalyse würden allerdings größere Stichproben erfordern.

18 Für den quantitativen Vergleich wurde eine Korrektur über die Textlänge vorgenommen. Diese Korrektur führt zu einer Gleichgewichtung aller Brieflängen auf der Basis von 1 Seite à 300 Wörtern. Dieses Vorgehen lehnt sich damit an vergleichbare Untersuchungen an. Vgl. Gert Schöfer, Gottschalk-Gleser-Sprachinhaltsanalyse: Theorie und Praxis. Studien zur Messung ängstlicher und aggressiver Affekte, Basel 1980. Ergänzt um Korrekturen der Briefmenge führt damit weder die unterschiedliche Zahl noch die Länge der geschriebenen Briefe bei den Vergleichen zwischen einzelnen Schreibern bzw. Untergruppen zu Verzerrungen in der quantitativen Auswertung. Eine Ausprägung von »1« wäre dann, vereinfacht, als durchschnittliches Vorkommen des Themas in jedem (standardisierten) Brief des jeweiligen Zeitraums zu interpretieren.

»Zeitperspektiven« wurden zwischen Juni und Oktober 1941 häufiger nach Hause geschrieben als in der gesamten Folgezeit (bis Herbst 1944) zusammengenommen. Sie sind überwiegend ein aufschlussreicher Hinweis auf den Optimismus der Anfangszeit, der aber schon im Herbst 1941 in skeptische Überlegungen zur Kriegsdauer übergeht, gefolgt von einer weitgehenden Vermeidung jeder zeitlichen Festlegung.

Von August bis Oktober 1941 zeigt das relative Zueinander der allgemeinen und der subjektiven Erfolgseinschätzung eine Reaktion auf die »Herbstkrise«. Brach das durch persönliche Erfahrung genährte Überlegenheitsgefühl nach dem Aufschwung im Juli und August 1941 zusammen, wirkten die militärischen Erfolge im Oktober noch einmal motivierend auf die Schreiber. Zu keinem andern Zeitpunkt des gesamten Krieges räumten sie der eigenen Seite im allgemeinen so gute Erfolgschancen ein, während ihre persönlichen Erfahrungen nach vier Monaten Krieg sie schon zur Skepsis mahnten, zumal die Hoffnungen auf baldige Heimkehr sich zerschlugen und der Oktober schon die ersten Begegnungen mit der winterlichen Kälte brachte.

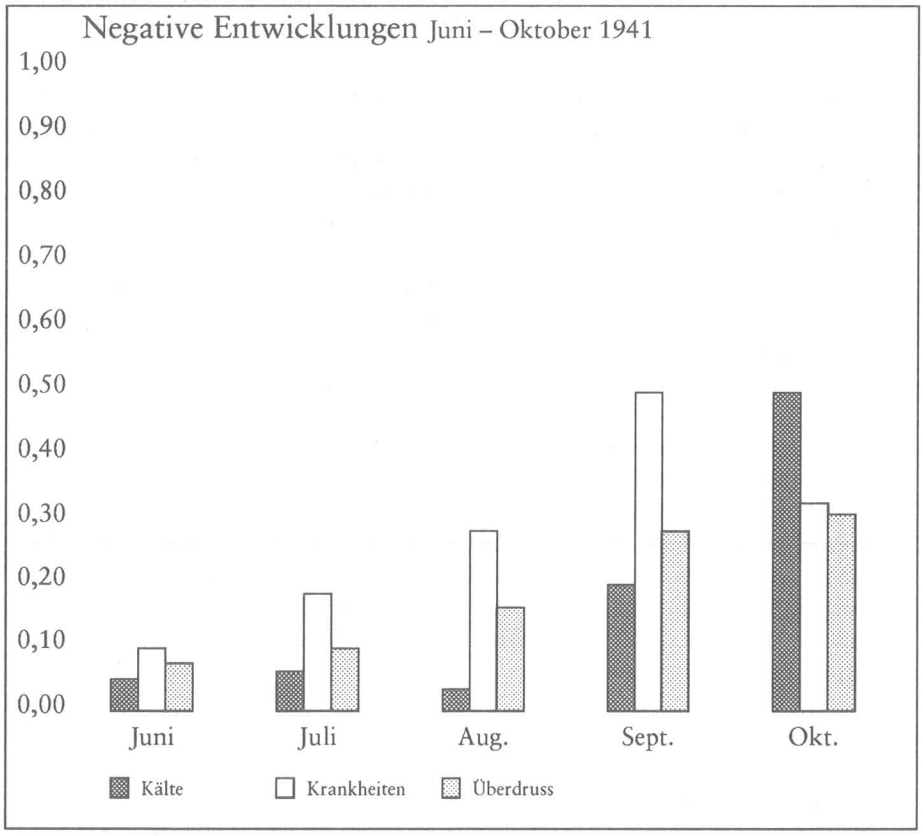


Abbildung 2 zeigt die Entwicklung einiger negativer Erfahrungen. In den Briefen ist weniger der direkte Ausdruck von Angst oder Verzweiflung zu erwarten;[19] eher in den Klagen über die beginnende Kälte und damit einhergehende körperliche Be-

19 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Isa Schikorsky, Kommunikation über das Unbeschreibba-

schwerden und Krankheiten schlägt sich die subjektive Befindlichkeit nieder. Damit einher geht eine Zunahme von Äußerungen des Überdrusses – die allgemeinen Siegeserwartungen des Oktobers werden gleich mit der dringenden Erwartung des baldigen Kriegsendes gekoppelt, wie es in den zitierten Herbstbriefen deutlich wurde.

Die allgemeinen Siegeshoffnungen des Oktobers (»Erwartung von Sieg«) erweisen sich im Spiegel der Briefe als ein Strohfeuer, schon im November 1941 ist davon kaum noch etwas zu lesen.

Der Blick auf den statistischen Befund könnte nun Verwunderung auslösen, da es trotz Kälte und Widrigkeiten noch im November offensichtlich Äußerungen einer durch eigene Erfahrung unterlegten Erfolgserwartung (»Überlegenheitsgefühl«) gibt. Zugrunde liegen diesem Befund die Mitteilungen von sechs der 25 Soldaten, die bei näherer Betrachtung des Kontextes aber auch schon ein düsteres, resignatives Bild zeichnen. »Trotz ungünstigster Wegeverhältnisse (...) ging es wieder ein gutes Stück vorwärts« [Joseph Brandes, 22. 11. 1941] zeugt noch von Stolz auf die eigene Leistung, aber die weiteren Novemberäußerungen über eigene Vormarschleistungen sind doch in krassere Bestandsaufnahmen der eigenen Grenzen eingebettet:

> In den letzten drei Monaten war ich bei einem Regiment, Du kannst Dir denken, daß es oft heikle Situationen gab, es würde zu weit führen, Dir alles ausführlich zu erzählen. Später einmal, wenn ich einmal bei Dir bin. Wir hatten in dieser Zeit meist Vormarsch, kreuz und quer durch den Raum hier oben, oft Tag und Nacht, vielfach ohne Essen [Heinz Heppermann, 15. 11. 1941].

> Seit ich meine letzte Karte Euch schrieb, sind wir wieder ein ganz schönes Stück auf der Karte weitergerutscht, so circa 100 km nördlich von Charkow sind wir jetzt gelandet. Für wie lange? Gerüchte schwanken zwischen 2 und 200 Tagen. Wir werden es ja erleben! [Hans Helmut Calsow, 10. 11. 1941].

> Wir liegen jetzt vor der Stadt Tichwien, waß uns ja sehr viel arbeit macht. Aber ich glaube daß auch diese Stadt in unsere Hände kommt die Russen haben Sie ja ganz schön fäßt gesetzt an diesem Bahndam. Dieser Abschnitt hier sehr unangenehm, den links und rechts der Straße ist alles Sumpfgebiet. Und jete nachts werfen uns die Russen Bomben auf den Kopf, heute bekam in unsern Dorf ein Flak Feldküchenwagen einen Volltreffer. Diese Hunde wiesen genau daß wir uns jetzt ziemlich in Dörfer aufhalten, da haben Sie ja schönes Ziel [Frank Fenne, 6. 11. 1941].

> Aus is! gar is! Jetzt hört sich der Krieg auf!! 20 Grad Kälte, sibirischer Ostwind, eingefrorene Motoren, aufgerollte Zehennägel, blaue Nasen, das alles nennt sich Feldzug in Rußland. Erst haben wir auf den Frost gewartet, damit die Straßen wieder befahrbar würden, und nun sind über Nacht gleich die Flüsse zugefroren. Wir sind gestern bei einsetzendem Frost wieder ein schönes Stück vorwärts gekommen und hatten meistens das Schwein, ein gutes Quartier zu erwischen. [Ferdinand Melzner, 14. 11. 1941].

---

re. Beobachtungen zum Sprachstil von Kriegsbriefen, in: Wirkendes Wort, 42 (1992), Heft 2, S. 295-315. Zur differenzierten Beschreibung der Entwicklung von »Angst« in den Feldpostbriefen über die Zeit s. Humburg, Das Gesicht des Krieges, S. 241 ff.

> Wir haben nun nach hartem Ringen wieder Boden gewonnen, wobei uns unsere Panzer am linken Flügel unterstützten. Es sind recht kleine Industrieorte, Kohlenzechen, die uns auf unserm Weg begegnen im Augenblick, da wir die Höhe von Moskau längst überschritten haben. Wir haben ja nun bereits Ende November und geht der Vormarsch auch ständig weiter, so wachsen doch die Schwierigkeiten noch stetig an. An ein Nachhausekommen ist ja nicht zu denken. Es bleibt nur die Möglichkeit, den russischen Winter bis zur Neige auszukosten; vielleicht mal eine ganz nette Erinnerung, wenn sie nur schon hinter uns wäre [Ferdinand Melzner, 23. 11. 1941].

Spätestens mit Winterbeginn 1941 war es mit den allgemeinen Erfolgserwartungen im Ostfeldzug vorbei. Sporadische spätere Siegeserwartungen haben mehr den Charakter von Durchhalteparolen. Der Befund ist insofern bemerkenswert, als man dafür keinerlei Einflüsse der Zensur verantwortlich machen kann; die Zensur konnte zwar das Auftauchen missliebiger Äußerungen verfolgen und eventuell eindämmen, das Ausbleiben affirmativer Mitteilungen ließ sich dagegen nicht sanktionieren. »Siegesgewiss« und für die Heimat »ermutigend« zu schreiben war allerdings die Vorgabe der »Briefsteller«, wie sie in den »Mitteilungen an die Truppe« die Soldaten erreichten.[20] Wenn sich die Briefschreiber seit Ende 1941 solchen Erwartungen entzogen, kann dies als ein gewichtiges Indiz für den Stimmungswandel genommen werden. Seit Ende 1941 kämpften sie – wenn schon nicht nachweisbar mit pessimistischer Grundhaltung – so doch ohne Optimismus, dass der Krieg gewonnen werden könne. Subjektiv mögen sich die meisten seit dieser Zeit in der Verteidigung gegen die immer besser ausgerüsteten Russen gesehen haben, obwohl sie hunderte Kilometer weit im Feindesland standen und dort brutale Herrschaft ausübten oder zumindest absicherten.

Was also den Generalstab und das Oberkommando angeblich an weiser Voraussicht schon ab Spätsommer 1941 von den einfachen Soldaten ohne den Gesamtüberblick auszeichnete, fand vielmehr an der Basis in einem breiten, täglich genährten Erfahrungswissen seine Entsprechung, ohne dass dieses Wissen aber handlungsrelevant werden durfte.

Wilhelm Deist hat die Bedingungen genannt, die zu einer »widerwilligen Loyalität«[21] der Deutschen zu Kriegsbeginn beitrugen: Die Erfolge des NS-Regimes in den 30er Jahren, die geschickte Vortäuschung einer 'Friedenspolitik', die Entlastungen des einzelnen in einem autoritären Staat mit einem 'genialen Führer', die anfänglichen Kriegserfolge wirkten zusammen. Auch in den Feldpostbriefen lassen sich viele Belege für diese These finden.[22] Geben die bisherigen Ergebnisse darüber hinaus auch Hinweise, wie es zur *fortdauernden* »Loyalität« der Soldaten im Krieg kam? Die Briefe aus Russland lassen folgende Entwicklung erkennen: Eine anfängliche Begeisterung ist angesichts der Unsicherheiten bei Kriegsbeginn im Juni 1941 nicht zu erkennen. Aber ähnlich wie nach dem »Blitzsieg« gegen Frankreich wirkten die militärischen Erfolge der ersten Wochen auf viele Soldaten gerade im Kontrast zu der anfänglichen

---

20 Humburg, Das Gesicht des Krieges, S. 16 f.

21 Wilhelm Deist, Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preußisch deutschen Militärgeschichte, München 1991. Darin: Wilhelm Deist, Überlegungen zur »widerwilligen Loyalität« der Deutschen bei Kriegsbeginn, S. 355-368.

22 Humburg, Das Gesicht des Krieges, S. 197 ff., 216 ff.

Unsicherheit für kurze Zeit euphorisierend. In ihrem Weltbild von der eigenen Überlegenheit sahen sich viele gerade durch die erste Begegnung mit dem Osten bestätigt oder sie suchten sich selektiv die Bestätigung durch Abgrenzung von der »russischen Unkultur«[23], so dass ihre Loyalität zu diesem Zeitpunkt kaum als »widerwillig« bezeichnet werden kann. Von einer freudigen Siegeszuversicht und einem Stolz, 'dabei zu sein', wird man aber nur in einem schmalen Zeitfenster im Juli / August 1941 ausgehen dürfen. Das spürbare Scheitern der »Blitzkriegspläne«, das Herbstwetter und die traurige Aussicht auf einen russischen Winter ließen schon bald wenig Raum für Begeisterung. Zwar blieb den Soldaten kaum Handlungsspielraum, wenn sie nicht die unkalkulierbaren Risiken der Desertion oder der Gefangennahme eingehen wollten; auf der Basis einer breiten Akzeptanz der Herrenmenschenidee ging dies mit einer zunehmenden Brutalisierung nach außen und innen einher.[24] Die hier gezeigte Ungleichzeitigkeit von persönlicher und allgemeiner Erfolgserwartung könnte darüber hinaus eine weitere Erklärung dafür sein, warum es grundsätzlich bei der Loyalität blieb: Dem Einbruch der subjektiven Erfolgseinschätzung bei den Briefschreibern zufolge hätte der Feldzug – aus ihrer Sicht – im September 1941 abgebrochen werden müssen. Statt dessen konnten sich die Soldaten dem Sog der militärischen Erfolge im Oktober 1941 nicht entziehen. Die allgemeine Siegeserwartung 'überholte' für einen kurzen Augenblick gleichsam die durch subjektive Erfahrung genährte und langfristig 'realistischere' Skepsis. Die militärischen Siege des Oktobers 1941 ließen den subjektiven Warntönen aber keine Chance, lauter zu werden. Es waren die »Erfolge«, von denen die Soldaten hörten, die sie in ihrer eigenen Wahrnehmungskompetenz entmündigten. Der einzelne Soldat 'lernte' einmal mehr, dass er wohl von den Gesamtzusammenhängen zu wenig verstand. Was das Vertrauen in seine eigene Urteilsfähigkeit betraf, kann man fast von einer »gelernten Hilflosigkeit« sprechen. Mit der Erfahrung, in der eigenen Einschätzung wohl 'daneben zu liegen', wo doch im Großen solche Siege erzielt wurden, blieb dem einzelnen wenig anderes übrig, als seine eigene so berechtigte Skepsis auszublenden oder später in Durchhalteparolen zu verwandeln.

23 Ebd., S. 147 ff.

24 Omer Bartov, Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Reinbek 1995. Bei aller Kritik an Bartovs These vom Zerfall der Primärgruppe und dessen Bedeutung bleibt die Beschreibung des Zusammenhangs zwischen äußerer und innerer Brutalisierung im Ostfeldzug ein Verdienst seiner Arbeit.